

Im Bann der Kunst

Antisemitismus in unterschiedlichen Vorstellungen und Perspektiven.

Keynote zur Eröffnung der Konferenz »(Dis)comfort Zones. Antisemitismuskritik in Kunst und Kultur« des Instituts für Neue Soziale Plastik und der Münchner Kammerspiele am 8. Februar 2026 in München

Doron Rabinovici

Der Jude ist im Bilde. Er ist gezeichnet. Sein Konterfei ist entstellt. Er ist eine Spukgestalt, die durch die Kunstgeschichte geistert. Der Drahtzieher sei er, heißt es, der Böses im Schilde führt, ob er Judas oder Ahasver genannt wird. Der Blutsauger sei er, der seinen Gewinn einfordert, ob als Shylock oder als Jud Süß. Überall, ob von der Kanzel, in den Schriften, auf der Bühne oder im Museum, wird jahrhundertlang offenbart, wem alles Unheil anzulasten ist und wem deshalb auch alles Unheil gebührt. Der Jude ist der ewig Gebrochene und der unsterblich Verachtete. Hass wird dem Juden unterstellt, um umso besser gegen alles Jüdische Hass richten zu können. Rachsucht wird dem Juden nachgesagt, um der eigenen Rachsucht an dem Juden zu frönen. Wer kennt nicht jene Vampirfigur mit Haifischzähnen, mit fahlem Grinsen und krummem Rückgrat, die aus dem Hinterhalt alles steuert. Die Zerrspiegel vom Juden prägen die Kultstätten und die Hauptplätze europäischer Städte. Die Hetze gegen die Juden war der Fluchtpunkt der geltenden Weltanschauung.

Das offene Bekenntnis zu diesem Verschwörungsmythos, der mit dem Begriff Antisemitismus bedacht wird, ist seit Auschwitz nicht mehr schick, sondern tabu. Aber die Fratzen des Antisemitismus sind nicht verschwunden, sondern begegnen einem immer wieder, denn der Jude ist im Bilde, wenn der freiheitliche Spitzenpolitiker einschlägige Karikaturen von Bankiers postet und niemand muss verwundert sein, wenn Rechtsextreme zu solchen Verzerrungen neigen, doch der Student, der ich war, konnte auch nicht überrascht sein, als jene Grimassen mit Hakennase und Schwulstlippen auf dem Transparent einer progressiv universitären Streikbewegung, deren Teil ich war, auftauchten. Längst sind diese Missgebilde des Ressentiments globalisiert, längst irrlichtern sie auch dort, wo sie einst kaum zu finden waren. Alte Klassiker wie die

»Protokolle der Weisen von Zion« werden nun in neuen Fassungen publiziert und verfilmt in Erdteilen, die einst nicht einmal wussten, was ein Jude überhaupt sein soll.

Musste es da wirklich erstaunen, als diese Sujets augenscheinlichen Judenhasses auch im Banner »People's Justice« auf der documenta fifteen zu finden waren? Spiegelte dieses Panoptikum nicht alte Feindbilder aus den Gemälden des Jüngsten Gerichts wider? War jenes Triptychon denn nicht der Ausdruck einer Ideologie, die im Volk und Staate Israel das Übel schlechthin ausmacht? Schwang dieser Hass nicht auch im Aktionismus und in der Koketterie mit dem Boykott israelischer Kunst mit?

Kann angezweifelt werden, womit wir es zu tun haben, wenn ein Schwein in Uniform, auf dessen Helm »Mossad« geschrieben steht, den Judenstaat darstellen soll? Wer weiß nicht, wie da der Dunkelmann mit Schläfenlocken, mit Kippa, mit SS-Zeichen auf schwarzem Hut, mit blutunterlaufenen Augen, mit Drachengebiss und Krummnase zu deuten ist? Was sich hier als politische Kritik maskierte, trug die Züge des Stürmerjuden. Was da riesig in den Himmel ragte, war ein antisemitisches Weltbild. Es schien auch in anderen Werken und Veranstaltungen der Schau durch. Aber von nicht wenigen – wie etwa Michael Rothberg, Philippe Pirotte oder Joseph Croitoru – wurde erklärt, das alles sei nicht wirklich Antisemitismus. Diese Formen hätten für das indonesische Kunstkollektiv eine andere Bedeutung. Sie verwiesen auf Traditionen des indonesischen Puppenspiels, auf Allianzen zwischen Israel, dem Westen und dem Regime unter dem Diktator Suharto. Die Kritik an dem Kollektiv Taring Padi, das für das Banner verantwortlich zeichnete, wurde zum Rassismus gestempelt. Der eurozentrische Blick missverstehe die Intentionen des Globalen Südens. Pirotte sagte gar, hinter dem Vorwurf des Antisemitismus stünden »Kräfte, die eine alte, weiße, modernistisch organisierte Gemeinschaft wollen«. Was auf dem Banner zu sehen sei, habe mit den Klischees des Abendlands gar nichts zu tun. So wurde die Kritik an antijüdischen Stereotypen als Kulturdünkel verleumdete.

Aber Judenhass ist den politischen Bewegungen in Indonesien nicht fremd. Der Antisemitismus – ob der nazistische, der stalinistische oder der islamistische – verweist immer gerne auf manch reales Unrecht, um seine Hetze zu rechtfertigen. Er mag von jüdischen Ärzten, Finanzgrößen oder israelischen Kriegsverbrechen reden, aber er macht aus dem Missstand eine Identität, er erklärt das Unrecht zum Wesenszug. So lügt der

Antisemitismus auch dann, wenn er die Wahrheit sagt. Die Misere ist ihm nur ein Anlass für den Hass, der dem Juden und der Jüdin allein gilt. Das Attentat – ob in Sydney, in Manchester oder in Boulder – klärt darüber auf, was und wer genau gemeint ist.

Was ich hier schildere, geschah schon vor dem 7. Oktober 2023. Es war nicht Folge des fürchterlichen Krieges in Gaza. Nicht erst seit der documenta fifteen ist es der laut verkündete, doch auch der still uneingestandene Boykott israelischer Kunst, der den Kulturbetrieb beschäftigt. Geächtet wird eine ganze Nation, nicht nur eine Politik oder ein Regime. Das ist es, was den Boykott Israels von allen anderen unterscheidet. Es geht um die pauschale Verdammung.

Unvergleichbar ist dieser Boykott mit jenem, der gegen andere Staaten gerichtet ist. Wenn es gegen den Kreml geht, werden nicht alle Künstler und Künstlerinnen ausgegrenzt, ob sie nun für oder gegen die Regierung des Landes agieren. Niemand denkt daran, etwa Pussy Riot zu canceln.

Die Boykottbewegung BDS fordert hingegen, alle jüdischen Israelis auszugrenzen. Um politische Positionen geht es nicht, was insbesondere regierungskritischeren Kreisen schadet und nichts zum Friedensdialog beiträgt. Der Wunsch, die Werke einer ganzen Nation unter einem Bann zu stellen, erinnert an jenen Ungeist, den diese Bewegung zu bekämpfen vorgibt.

Der israelische DJ Roi Perez verließ etwa schon vor zehn Jahren Israel, lebt nun in Berlin und beteuert da, wie sehr er doch gegen – wie er es nennt – »the ongoing genocide in Gaza« sei, den Zionismus ablehne und den Boykott von Israel unterstütze, doch all das bewahrte ihn nicht davor, in einem Posting namens »making apartheid look like a party« angegriffen zu werden. In England wurde daraufhin ein Konzert mit ihm, das am 10. Oktober 2025 stattfinden hätte sollen, abgesagt. Eben seine Distanz zur israelischen Politik wurde DJ Roi Perez zum Vorwurf gemacht, denn – so hieß es – er verkörpere die koloniale Erzählung eines wohlwollenden, queerfreundlichen liberalen Zionismus. Die Abstammung reichte, um schuldig gesprochen zu werden.

Die Boykottbewegung unterscheidet nicht zwischen dem Israel von 1948 und den 1967 besetzten Gebieten. Es geht um die Vernichtung von ganz Israel. Falsch ist die Behauptung, BDS sei immerhin gewaltfrei, denn genauso gut könnte gesagt werden, die israelische Siedlungspolitik sei eine friedliche Strategie, denn da würden ja nur Häuser,

Schulen, Kindergärten gebaut. Beide Strategien sind Teil eines blutigen Konflikts. BDS verurteilte nie Anschläge gegen jüdische Zivilpersonen, ob innerhalb oder außerhalb von Israel. Nie war von BDS eine Verurteilung der Hamas zu hören.

Was diese Auseinandersetzung rund um Israel immer wieder kennzeichnet, ist der Furor, mit dem sie geführt wird. Niemals wurde mit solcher Rage etwa gegen russische oder südafrikanische Künstler vorgegangen. Wenn es indes um Israel geht, kennt der Zorn keine Grenzen. Da werden bei Festivals Bühnen gestürmt, israelische Teilnehmerinnen an dem Eurovision Song Contest gemobbt und ausgebuht und in Vorlesungen eingedrungen. Kein anderes Thema entzweit Menschen, die sonst alle Meinungen teilen, so grundlegend wie dieses.

Der Boykott trifft auch jüdische Kulturwochen in Berlin, in Wien oder Paris, sobald hier israelische Bücher, Filme oder Musik dargeboten werden. Jüdische Gemeinden geraten automatisch ins Visier, denn die wichtigsten und selbstkritischsten Persönlichkeiten jüdischer Kunst leben in Israel.

Im Oktober 2024 riefen Tausende Autoren und Autorinnen dazu auf, israelische Verlage, Festivals, Agenturen, doch auch Kollegen und Kolleginnen zu boykottieren. Unter den Unterzeichnenden dieses Bannfluchs fanden sich prominente Namen wie etwa Annie Ernaux, Abdulrazak Gurnah, Arundhati Roy, Sally Rooney, Pankaj Mishra, Kamila Shamsie, Naomi Klein oder auch Judith Butler. In ihrem Appell wurde der 7. Oktober gar nicht erwähnt.

Die Schreibenden wollen nicht mehr auf Hebräisch erscheinen. Sonst ist es so, dass eine Protestbewegung nichts sehnlicher wünscht, als mit ihrer Kritik die Macht zu unterlaufen, die Menschen zu erreichen und die Opposition zu stärken. Wenn ein Regime mit Zensur reagiert, versucht Literatur diese Verbote zu umgehen. Hier aber ist es die Sprache selbst, die von einem Embargo getroffen werden soll. Das ist die Aufkündigung jeglicher Hoffnung auf Verständigung und auf die Kraft der Dichtung. Israel wird so aus der allgemein menschlichen Kommunikation verstoßen. Es ist ein neues Ghetto, das nun entsteht. Die hebräische Schrift, die Schrift der Tora, das Heilige Buch der Juden, die das Volk des Buches genannt werden, wird zum Tabu. Ist es ganz abwegig, hier alte Themen des Antijudaismus wiederzuerkennen? Kann angesichts dieses Manifests nicht zumindest von einer unverdrossenen Gefühllosigkeit gegenüber jüdischer Erinnerung gesprochen

werden? Boykott alleinig aufgrund von jüdisch israelischer Identität ist nicht mehr Tabu, sondern wird zu einer alltäglichen Praxis. Diese Ausgrenzung ist Folge, doch zugleich auch Motor einer Stimmungsmache. Mahnmale für die Schoa werden mit »Globalize the Intifada« beschmiert. Auf Demonstrationen wird gerufen: »Free Palestine From German Guilt!«. Jüdische Museen berichten davon, wie jüdische Themen nun bei vielen im Publikum nicht mehr schick sind, sondern auf einen Widerwillen stoßen. Überdruss am Jüdischen war vor wenigen Jahren noch ein Zeichen von Intoleranz und Borniertheit, doch jetzt wird es zum Gestus einer Gesinnung, die sensibel und kritisch genannt werden will. Der antisemitische Reflex kann unter neuem Namen aufscheinen. Jene Abneigung, der vor Kurzem noch der Gasgeruch von Auschwitz anhaftete, wirkt nun wie der Hauch aus einer neuen Ära.

Angesichts des russischen Angriffskriegs war die Solidarität der Kunstwelt mit der Ukraine einhellig. Ganz anders war es nach dem islamistischen Massenmord in Israel. Bereits am 19. Oktober 2023 veröffentlichten 8000 Persönlichkeiten der Kunstwelt einen Offenen Brief, den unter anderem Nan Goldin, Tomás Saraceno und Kara Walker, aber auch die Filmemacherin Laura Poitras und Judith Butler unterschrieben, in dem sie erklärten, den palästinensischen Widerstand zu unterstützen und schon vom Genozid Israels sprachen. Von den ermordeten und den entführten Israelis war in dem Brief überhaupt keine Rede. Als ich mich Anfang November bemühte, die Bilder der Geiseln auf Wiener Kulturhäusern – darunter das Wiener Burgtheater – projizieren zu lassen, war das nicht möglich. Immerhin wagte es das Burgtheater, im Mai 2024 mein Lesedrama *Der siebente Oktober* zur Uraufführung zu bringen. Eine Wiederholung konnte dort aber nicht mehr stattfinden. War es die Angst vor Störaktionen einschlägiger AktivistInnen gewesen, vor denen das Theater sich fürchtete?

Es war aber nicht alleinig der Mangel an Mitgefühl für die jüdischen Opfer, der auffiel, sondern der Jubel mancher, der mit dem Massenmord an Juden aufkam. In den Morgenstunden des 8. Oktober 2023 postete etwa der in Berlin lebende Künstler Edwin Nasr auf Instagram ein Bild von Gästen des Nova-Festivals, die vor den Mördern der Hamas flohen. Über dem Foto stand in blutroten Buchstaben: »Poetic Justice«. Nach den Massakern hatten zwei Künstler des indonesischen Kollektivs ruangrupa ein Video auf Instagram geliked, auf dem die Untaten gefeiert wurden – es sei ein Versehen gewesen,

erklärten nachher die beiden treuherzig. Im Wien des Herbstes 2024 teilte die palästinensisch syrische Künstlerin Nour Shantout ein Posting, auf dem zu lesen war: »death to israel is not just a threat. it is a moral imperative and the only acceptable solution. may the entire colony burn to the ground for good.« Nour Shantout hatte an der Akademie der bildenden Künste eine Anstellung und ein Stipendium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erhalten. Nun kündigte die Bildende ihr die Anstellung, weil die Institution so ein Posting einer Angestellten nicht dulden konnte. Hierauf unterzeichneten mehr als 1300 Personen aus der Kunstwelt, darunter Professorinnen der Wiener Universität für angewandte Kunst, einen Letter of Support für Nour Shantout.

Kaum irgendwer möchte gerne öffentlich Antisemit genannt werden. Mit dem Antisemitismus ist es bekanntlich so wie mit dem Mundgeruch. Antisemit ist immer nur der andere. Wir befinden uns in einem Diskurs des wechselseitigen Verdachts, in dem beide Seiten argwöhnen, das Gesagte sei nicht das wirklich Gemeinte. Kritik an Israel, denken die einen, sei nur ein Vorwand, um antisemitische Gefühle zu artikulieren, bewusst oder auch unbewusst. Die anderen hingegen glauben, der Antisemitismusvorwurf diene nur dem Interesse Israels, legitime Kritik zum Schweigen zu bringen. Nicht selten haben beide Seiten recht.

Wenn dem israelischen Philosophen Omri Boehm wegen seiner Positionen zu Unrecht die Relativierung der Schoa vorgeworfen und seine Rede in der Gedenkstätte Buchenwald abgesagt wird, ist das nichts als die Zensurpolitik der rechtsextremen Regierung in Jerusalem. Aber dieses Cancelln einzelner kritischer Israelis taugt nicht, um es gegen den pauschalen Boykott eines ganzen Volkes – allein wegen der Abstammung – auszuspielen und gegenzurechnen. Das eine ist die Einschränkung individueller Freiheit, das andere aber die rassistische Ausgrenzung von Juden schlechthin.

Wie aber soll vorgegangen werden gegen den Antisemitismus, wenn zugleich im Namen seiner Bekämpfung die Einengung der Kunst droht? Ist es nicht das, was in den USA zu beobachten ist, wenn die amerikanische Administration vorgibt, jüdische Existenz zu schützen, indem sie gegen die Wissenschaft, gegen Museen und redaktionelle Medien mobil macht? Kann im Namen der Kunst und ihrer Freiheit aber Judenhass und Israelhetze geduldet werden? Wird das Feld der Kultur so nicht zur Bastion des Dünkels

und des Ressentiments? Im Bann der Kunst zu sein, bedeutet dann nicht von der Kunst gebannt zu sein, sondern, manche aus der Kunst zu verbannen.

Vielleicht sollte auch der ökonomische Unterbau dessen, was Kunst prägt, nicht ganz aus den Augen gelassen werden, wenn von dieser Veränderung die Rede ist. Die Kulturwissenschaftlerin Nora Sternfeld weist auf die Verlagerungen des Kunstmarktes in die Golfstaaten hin und spricht in diesem Zusammenhang von einem progressiven Autoritarismus. Während viele über die vorgeblichen Einschränkungen von Kunstfreiheit aufgrund der Staatsräson in Deutschland reden, ist die Zensur in Doha real und konkret. Hier sind explizite Arbeiten über Sexualität, Gender und Nacktheit, kritische Werke über Religion oder das Herrscherhaus nicht zu sehen. Hier wird auch israelische Kunst nicht eingeladen werden. Das ist – ganz frei nach Sigmund Freud – die neue Behaglichkeit in der Kultur.

Die Freiheit der Meinung kann bloß gewährleistet werden, wenn die Regeln der Kommunikation aufrechterhalten bleiben. Durch rassistische Äußerungen werden keine Meinungen kundgetan, sondern die faire Diskussion unterbunden. Sicher gibt es auch Kunst, die zum pauschalen Hass gegen eine Nation aufruft, aber kann sie gute Kunst sein, die es verdient, gefördert zu werden?

Wo hört das Argument auf und wo beginnt die reine Diskriminierung: Sollen wir von nun an William Shakespeares *Kaufmann von Venedig* verbieten, Richard Wagners *Ring* nicht mehr aufführen, die *Salome* von Richard Strauss canceln? Wollen wir statt israelischer Kunst nun palästinensische Werke verbannen? Wohl kaum. Heißt das aber, wir sollen dann auch die Kinoleinwände für Veit Harlans Nazistreifen *Jud Süß* öffnen? Oder für das türkische Machwerk *Tal der Wölfe – Palästina* aus dem Jahr 2011? Sicher nicht. Richtig war es, das Banner von Taring Padi abzubauen. Ab einem gewissen Ausmaß an Antisemitismus muss nicht mehr erklärt werden, weshalb er nicht toleriert werden sollte. Der Konsens richtet sich im Grunde nach dem ironischen Satz, der dem Philosophen Sir Isaiah Berlin zugesprochen wird: »Antisemitism is to hate the Jews more than absolutely necessary.«

Aber was bringt es, wenn jene, die irgendwann vor Jahren eine Unterschrift unter eine hetzerische Petition setzten, nun als Künstler oder Künstlerin gecancelt werden? Ist es sinnvoll, ein Kunstwerk nicht zu zeigen, weil die Person, die es schuf, irgendwo ein

Hassposting teilte? Aber würden wir die Kunst eines Neonazis ausstellen, weil er einmal nicht zur Brandstiftung von Asylheimen aufruft? Ist es nicht auch wahr, dass manch Festivalintendant seine Quoten durch einschlägige Provokationen zu steigern weiß? Wo ist aber die Grenze zu ziehen?

Die Wiener Akademie der Bildenden Künste wollte im Oktober 2022 etwa den Klimaaktivisten Andreas Malm, der neben anderen Unsinnigkeiten die Klimakatastrophe mit dem Zionismus erklärt und die Hamas bejubelt, zu einem Klimaaktionstag bitten. Das Aufsehen war groß und der Ruf, den Vortrag mit ihm abzusagen, laut. So werden jene, die gegen Verhetzung protestieren, in die Rolle von Zensurkommissaren gepresst. Wieso, frage ich indes, wird aber ein so wichtiges Thema wie die global ökologische Krise durch eine billige Inszenierung herabgesetzt und verraten? Was ist der Mehrwert? Wäre es nicht klüger gewesen, jene Autoritäten reden zu lassen, die das Umweltproblem ohne Verweis auf das jüdische Übel und die Schuld Israels schlechthin erörtern können? Zugleich gibt es offensichtlich nur eines, das schlimmer ist, als solche Gestalten der neuen Borniertheit einzuladen und das ist, sie danach auch noch auszuladen, denn damit werden sie zu Märtyrern eines Cancellings erhöht und in ihrem Marktwert, doch auch in ihrer unverdrossenen Selbstgerechtigkeit nur bestärkt.

Um hier richtig zu reagieren, braucht es – wie Natan Sznaider bemerkte – Ambiguitätstoleranz, die Fähigkeit, Mehrdeutigkeiten und Widersprüche zu ertragen – aber ohne auf das kritische Bewusstsein und die notwendige Sensibilität gegenüber anti-jüdischen und anti-israelischen Tönen zu verzichten. Die Freiheit der Kunst kann nur verteidigt werden, wenn sie den selbstkritischen Blick nicht scheut. Dazu ist es notwendig, zu begreifen, dass die neuen Widerspiegelungen der alten Ressentiments uns auch unbewusst einholen können. Die Zerrbilder vom Juden sind noch allgegenwärtig, und sie sind uns vertrauter, als wir ahnen. Es geht darum, den Apologien antisemitischer Klischees und Verschwörungsmythen auf die Schliche zu kommen und bereit zu sein, gegen die Hetze und gegen die neue Ächtung jüdischer Positionen aufzutreten. Dieser Kampf ist ein politischer, ein psychoanalytischer und ein künstlerischer zugleich, aber er muss geführt werden, damit die Bilder von den Jüdinnen und den Juden ihre Vielseitigkeit und ihre Schattierungen reflektieren können.